

kulturellen Wissenschafts- und Theoriegrenzen hinweg gespannt werden soll. Somit stellt diese Arbeit einen seltenen Versuch dar, das Potenzial von internationalen Vergleichen vollständig auszuschöpfen, d. h. sowohl auf theoretischer Ebene als auch in der empirischen Umsetzung und der Kontextuierung international kooperierend vorzugehen. Allerdings ist dieser Prozess (und auch die empirische Umsetzung) bei weitem noch nicht abgeschlossen, wie die Herausgeber selbst einleitend bemerken.

Die theoretische Abhandlung wirkt dementprechend (noch) verkürzt und stark vereinfacht. Die Schlussfolgerung des Theorieteils, dass nur breit angelegte Forschungsansätze für die international vergleichende Forschung Gewinn bringend sein können, ist mit Sicherheit zu unterstützen. Daraus entwickeln die Autoren aber weder einen strukturierenden Bezugsrahmen für die Fallstudien noch problematisieren sie die Methoden des internationalen Vergleiches. Auch die Erkenntnisse aus Nachbardisziplinen, in denen vielfach Modelle funktionaler Äquivalenz als Grundlage des „Vergleichbarmachens“ von Forschungsgegenständen in verschiedenen Ländern und zur Abgrenzung von *Ähnlichkeit* und *Vergleichbarkeit* (vgl. z. B. van Deth, 1998) herangezogen werden, werden nicht rezipiert und integriert.

Für die vier umfassenden Fallstudien wird somit verpasst, den Vergleich anhand von strukturierten Theorievorgaben zu vereinfachen. Den Lesenden wird – wie Kopper im Vorwort festhält – „bewusst [...] kein] Muster an Analogien sämtlicher analysierter Staaten an die Hand“ (S. 8) gegeben, um keine Interpretationsspielräume zu verschenken. Damit wird die vergleichende *Analyse* nach den Beschreibungen vollständig den Lesenden überlassen. Auch eine Zusammenfassung fehlt. Eine vereinheitlichte Struktur der Länderstudien hätte für eine bessere Lesbarkeit und ein besseres Verständnis sorgen können. Dennoch geben die Länderanalysen einen tiefen Einblick in die Beziehungen zwischen Geschichte, Politik, Kultur und Journalismus im Bereich der Presse und des Rundfunks in den vier analysierten Ländern.

Fazit: Der Sammelband kann die hohen Erwartungen nicht ganz erfüllen, die vom Titel des Buches geschürt werden. Die Herausgeber legen die theoretische ‚Messlatte‘ hoch und suggerieren einen großen methodologischen

Anspruch, da im Untertitel die „Probleme internationaler Vergleichbarkeit“ direkt angesprochen werden. Bedauerlicherweise geht dieser erste Forschungsbericht in die Falle mangelnder begrifflicher Präzision bzw. des synonymen Verwendens von methodologisch deutlich voneinander zu trennenden Begriffen. Das ehrgeizige Kooperationsprojekt verbunden mit viel versprechenden Ansätzen zur internationalen Theorieentwicklung deutet aber an, dass in nachfolgenden Veröffentlichungen sowohl theoretisch als auch methodologisch weiterentwickelte, spannende und fruchtbare Ergebnisse zu erwarten sind.

Steffen Kolb

Literatur

- van Deth, Jan W. (1998): Equivalence in Comparative Research. In: van Deth, Jan W. (Hrsg.): Comparative Politics: The Problem of Equivalence. New York: Routledge, 1-19.
- Siebert, Fredrick S.; Peterson, Theodore B. & Schramm, Wilbur L. (1956): Four Theories of the Press. Urbana: University of Illinois Press.
- Wirth, Werner & Kolb, Steffen (2003): Äquivalenz als Problem: Forschungsstrategien und Designs der komparativen Kommunikationswissenschaft. In: Esser, Frank & Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikationsforschung im internationalen Vergleich. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 104-131.

Burkhard Schäffer

Generationen – Medien – Bildung

Medienpraxiskulturen im Generationsvergleich

Opladen: Leske + Budrich 2003. – 400 S.

ISBN 3-8100-3645-5

Wie gehen Jugendliche (im Alter von 14 bis 19 Jahre), berufstätige Erwachsene (um die 40 Jahre, allerdings vornehmlich Frauen) und Rentner zwischen 57 und 70 Jahren mit Computer und Internet um, wie lernen sie den Umgang und was behalten sie davon, was geht mithin in ihr alltägliches Handeln als neue Routine ein? Diese Fragen untersucht diese umfangreiche Habilitationsschrift – angenommen von der

Magdeburger Otto-von-Guericke Universität – in ihrem empirischen Teil anhand von qualitativen Fallstudien mittels Gruppendiskussionen bei insgesamt sechs Gruppen aus den genannten Populationen: bei Gymnasiasten in einem Computerkabinett ihrer Schule, das sie in ihrer Freizeit nutzen, bei Auszubildenden, die eine staatliche Ausbildung zum „Wirtschaftsassistent Informatik“ absolvieren, bei den berufstätigen Frauen und den Rentnern, jeweils in Volkshochschulgruppen. Genau genommen, erfasst diese Erhebung also nicht den unmittelbaren Umgang mit PC und Internet als vielmehr die subjektive Wahrnehmung, Reflexion und Deutung dieses Umgangs, die bei den Befragten womöglich in Anbetracht der öffentlichen Bewertung dieser „Medienpraxis“ anders ausfällt. Doch diesen Unterschied berücksichtigt die Arbeit nicht konkret, allenfalls diskutiert sie ihn abstrakt unter dem Stichwort „intergenerationelle Bildungsprozesse“. Denn Bildung wie seine Bewertung ändern sich nun einmal mit den äußeren Gegebenheiten und den Zeitläufen. Auch die verschiedenen Lernsituationen könnten Einfluss auf das Lernverhalten und das Selbstverständnis nehmen: Eine Berufsausbildung mit der Hoffnung auf einen möglichst befriedigenden Job verlangt nun einmal andere Motivationen und Anforderungen als ein lockerer VHS-Kurs in der nachberuflichen Phase.

Doch die empirischen Befunde scheinen ohnehin eher zur Illustration und Veranschaulichung der theoretischen Argumentation zu dienen, der es vor allem um eine „grundlagen-theoretische Fundierung eines Generationsansatzes in medienpädagogischen Kontexten der Erwachsenenbildung“ oder um eine „generationsbezogenen Medienandragogik“ geht (S. 25). Zu Recht stellt der Autor fest, dass „der Erwachsene [...] in ‚der‘ Medienpädagogik wenig präsent [ist]“ (Ebd.), wobei eine solche Einschätzung natürlich von der Definition „der“ Medienpädagogik abhängt. Ob zudem der „einschlägigen Medienforschung und -theorie [...] ein grundbegrifflich ausgearbeiteter und empirisch valider Generationenansatz“ (Ebd.) tatsächlich fehlt, wie der Autor ebenfalls moniert, oder – andersherum – ob sie ihn braucht, um ihre unterschiedlich eingeschätzten Defizite zu beheben, dürfte wohl ebenso gegensätzlich beurteilt werden. Denn die zunächst entfaltete Diskussion um den Generationenbegriff, vor allem entlang K. Mannheims Ansatz,

sowie die anschließend entwickelte Theorie „generationsspezifischer Medienpraxiskulturen“ erweisen sich nicht als so einleuchtend und basal, dass sie womöglich paradigmengestaltend werden: Generation, so das Fazit, sei zu konzipieren als „milieuspezifisch vermittelte Mesodimension [...], d. h. als dynamisches Geflecht von Einheiten, Lagerungen und Zusammenhängen, das seinerseits jedoch mit anderen konjunktiven Erfahrungsräumen in Wechselwirkung steht“ (S. 86). Und „generationsspezifische Medienpraxiskulturen entstehen [...] im Dreieck von 1. Erfahrungen mit den Technologien, 2. der Materialität der Technologien und 3. dem in Prozessen der transkonjunktiven Codierung in Gang gesetzten Austausch von handlungspraktischen Wissen über die Technologien“ (S. 119) – was sicher nicht falsch ist, aber noch der eigentlich spannenderen sozialen, kulturellen Konkretisierung bedarf.

Die sucht der Autor in Kategorisierungen des „habituellen Handelns mit Medientechnologien“, wobei er folgende Bereiche identifiziert: „1. Die Haltung zu distanzschaffenden Praktiken durch und mit dem Computer (Dimension Nähe und Distanz). 2. Die unterschiedlichen Modi der Einbindung in die medientechnische ‚Zeugumwelt‘ (Dimension Vertrautheit versus Fremdheit in der Technologie) und 3. die [aus seiner Sicht] für erziehungswissenschaftliche Fragestellungen wichtigste Dimension ‚Arbeit‘ versus ‚Spiel‘ [...]“ (S. 32).

Nicht sehr überraschend fallen die diesbezüglichen empirischen Befunde aus, die sich jedenfalls gegen eine pauschale generationsspezifische Typisierung sperren: So ergibt sich bei der Spannweite von ‚Nähe versus Distanz‘ sowohl eine alters- als auch eine „bildungsmilieuspezifische“ Aufteilung (S. 320). In der Dimension ‚Vertrautheit versus Fremdheit‘ machen sich vornehmlich altersbezogene Differenzen bemerkbar, da die Älteren in ihrer Jugend keine Erfahrungen mit den neuen Medien gewinnen konnten, und bei den Entscheidungen ‚Spiel versus Arbeit bzw. Ernst‘ streuen die Einstellungen und Verhaltensweisen nach vielerlei Faktoren: nach Geschlecht, Situation, Zwecksetzung, Sozialisation, früheren Erfahrungen etc. Wieder einmal resultieren aus der Empirie also keine simplen Antworten, sondern vielfältig zu differenzierende: Dass Ältere erst jetzt Erfahrungen mit den neuen Medien machen, stigmatisiert sie nicht als „dümmere“ als die Jüngeren, sondern verweist aber-

mals auf ihre anderen medienspezifischen Vorerfahrungen. Bekommen sie die Chance des angemessenen, lebenslangen Lernens, einer Medienpädagogik für Erwachsene, so lassen sich ihre Defizite ausgleichen (S. 337ff). Ohnehin dürften sie sich in ein paar Jahren so nicht mehr stellen – oder zumindest anders, entsprechend der dann aktuellen Medientechnologie.

Hans-Dieter Kübler

Manuela Pietraß

Bild und Wirklichkeit

Zur Unterscheidung von Realität und Fiktion bei der Medienrezeption

Opladen: Leske + Budrich, 2003. – 236 S.

ISBN 3-8100-3636-6

„So war es also“ – auf diese Weise beglaubigt nach Ansicht Roland Barthes' ein Foto den von ihm gezeigten Sachverhalt. Zwischen fotografischem Bild und außerbildlichem Realitätsausschnitt besteht demnach eine „notwendige“ Verbindung, die die Wahrheit der Abbildung verbürgt. Dass fotografischen Bildern und Filmen dieser ‚Wahrheitsfaktor‘ (John Fiske) inzwischen nicht mehr unbesehen zugebilligt werden kann, liegt u. a. an dem weithin geteilten Wissen um die technischen Möglichkeiten der Bearbeitung, Verfremdung, Verfälschung und Generierung von Bildern, wobei die Bilder über diese vielfältigen Manipulationen ihren authentischen Eindruck nicht verlieren bzw. ihn dadurch überhaupt erst erlangen. Ein mehr ab- als aufgeklärter Umgang mit dieser vornehmlich digitalen Bildwelt könnte daher dazu neigen – quasi von einem Extrem ins andere pendelnd –, Bilder nur noch als bunte Oberflächen zu betrachten, denen jede Tiefe und jeder Verweiskarakter auf außerbildliche Realitäten abgeht. Diese postmoderne Beliebigkeit im Umgang mit Bildern steht allerdings in scharfem Kontrast zu den Schockwellen, die die Bilder der von amerikanischen Soldaten malträtierten irakischen Gefangenen unlängst auslösten. „So war es also“, teilten diese Bilder einer entsetzten Weltöffentlichkeit mit und klagten eine Auseinandersetzung mit den außerbildlichen Realitäten von Krieg und Besatzung ein. Bedingung dafür war allerdings, dass der Wirklichkeitsanspruch der Bilder von den Betrachtern auch (an-)erkannt wurde. Ei-

nige der im britischen „Daily Mirror“ veröffentlichten Fotos hatten diesen Anspruch jedoch zu Unrecht erhoben und wurden als „gestellt“ entlarvt. Für die Kamera inszeniert und gestellt waren aber auch die authentischen Bilder aus dem Bagdader Gefängnis. Umgekehrt verweisen auch die nicht-authentischen Bilder im „Daily Mirror“ auf eine außerbildliche Wirklichkeit, die sie zwar nicht abbilden, aber illustrieren. Eine schockierende Wirkung können sie auch als Fiktionen entfalten. Die Fragen nach dem Verhältnis von Bild und Realität sind somit verzwickelt und keineswegs als rein akademisch abzutun: Welche Kriterien zur Beurteilung des Wirklichkeitsstatus von Bildern stehen den Betrachtern zur Verfügung? Welche Kriterien liefern die Bilder selbst mit?

Diese Fragen stehen im Zentrum der Habilitationsschrift von Manuela Pietraß „Bild und Wirklichkeit – Zur Unterscheidung von Realität und Fiktion bei der Medienrezeption“, die nun als Buch vorliegt. Unter „Bild“ versteht sie das bewegte Bild des Fernsehens. Diverse Programmformformen wie z. B. Reality-TV und Doku-Soaps haben hier die Grenzen zwischen Realität und Fiktion, zwischen Authentizität und Inszenierung verwischt und die ehemals klare Trennung von Unterhaltung und Information aufgeweicht. Wie gehen Rezipierende mit diesen diffusen Bedeutungsangeboten um, wie unterscheiden sie die unterschiedlichen Wirklichkeiten, die zwischen Realität und Fiktion angesiedelt sind? Pietraß' Blick geht bei der Beantwortung dieser Fragen in zwei Richtungen: Zum einen interessiert sie sich für die gestalterischen Darstellungsmittel des Bildes, durch die die unterschiedlichen Wirklichkeitsbezüge im Bild konstituiert werden. Zum anderen untersucht sie die Rezeptionsperspektive, d. h. wie Bildbetrachter die unterschiedlichen Wirklichkeitsangebote des Bildes „annehmen“ und in ihren Deutungen umsetzen. Rezeption wird somit als interpretierender Akt verstanden, „bei dem im Bild enthaltene Informationen gedeutet und auf die unterschiedlichen Wirklichkeiten, die Bilder darstellen, bezogen werden“. Mit der Doppelperspektive trägt Pietraß der Auffassung Rechnung, dass beide Seiten – Bild und Rezipierende – „miteinander verwoben“ seien: „Bilder enthalten Sinn, und Rezipierende vollziehen diesen Sinn nach“ – freilich nicht im Sinne einer 1 : 1-Entsprechung von intendierter und rezipierter Bedeutung: Die Perspektive der Nutzer überlagert die vom